

Gepflanzte Apfelbäumchen – Protestantismus und Klimawandel*

☰ Luthers Denkbild vom Apfelbäumchen stammt aus einem uns fremd gewordenen Kontext apokalyptischer Vorstellungen. Lässt sich sein Bild einer Verzweiflungsverweigerung anders lesen, nicht als Gelassenheit gegenüber dem Unvermeidlichen, sondern als forstwirtschaftliche Maßnahme? Für eine solche metaphorologische „Umbesetzung“ gilt es zunächst, zwei Formen kollektiver Zukünfte zu unterscheiden: die sich emergent ergebende, ungeplante Zukunft einerseits, und die planvoll hergestellte, „gebaute“ Zukunft andererseits.

🔗 Kollektive Zukünfte, Kollektive Zuversicht, Metaphorologie, Aufforstung

👤 **Felix Heidenreich** (ORCID: 0000-0002-0558-3220) studierte Philosophie und Politikwissenschaft; er arbeitet als wissenschaftlicher Koordinator am Internationalen Zentrum für Kultur- und Technikforschung (IZKT) der Universität Stuttgart. Zuletzt erschien von ihm das Buch „Nachhaltigkeit und Demokratie – eine politische Theorie“ (2023).

„Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen“, soll Martin Luther gesagt haben. Hat er das wirklich gesagt? Die Quellenlage ist wohl nicht ganz eindeutig; womöglich handelt es sich hier eher um einen Mythos, eine nachträgliche Zuschreibung. Aber gerade als mythische Formel ist der Satz in unser kollektives Erinnern eingelassen, als Ausdruck einer gewissen Verzweiflungsverweigerung.

Sollte sich Luther je ganz konkret den Weltuntergang ausgemalt haben, so dürften in seiner Imaginationswelt wohl theologische, nicht klimatologische Ausschmückungen und Details dominiert haben: Ein Weltgericht, das Ende der Zeiten, Posaunen, ein Meer aus Blut. In seiner Zeit war all dies noch keineswegs metaphorisch gedacht, sondern eher handfest.

Wenn wir ehrlich sind, so ist uns diese Bilderwelt vollkommen fremd geworden. Mehr noch: Jede Phantasie über die Bestrafung der Ungläubigen erscheint uns heute obszön, wie eine schlechte Kinderphantasie. Dass den „Anderen“, den „Bösen“ und „Sündern“ am Ende doch noch „Gerechtigkeit“ in Form von Strafe

* Der Text greift Gedanken und Motive auf, die an anderer Stelle ausführlicher behandelt wurden: F. HEIDENREICH, Die Zukunft der Demokratie. Wie Hoffnung politisch wird, 2023.



32 widerfahren soll, wirkt wie eine seltsame Lust an der Rache. Wenn wir tief in unsere Seele blicken, so wäre wohl eher die „apokatastasis pantôn“, die gleiche Erlösung aller, mit unserer Vorstellung unverletzlicher Menschenwürde kompatibel. Auch diese ist nicht ohne gewisse kognitive Dissonanzen vorzustellen, aber eher noch erträglich als ein Aussortieren der Verlorenen.

Doch diese Alterung des Metaphernfeldes von Gerechtigkeit durch Gericht ist nicht der einzige Grund für unser Befremden angesichts eschatologischer Phantasien. Denn wenn wir heute die Formel vom möglichen Weltuntergang hören, haben wir ganz konkrete Bilder vor Augen: Die Versteppung fruchtbarer Böden, Wassermangel und Überflutungen im Wechsel, kollabierende Staatlichkeit in den Peripherien der Weltgesellschaft, Kriege um Nahrung und Wasser. Manches davon rückt in großen Schritten näher, wird in den Nachbarländern, aber auch in Deutschland konkret.

Klimaapokalyptik?

Es mag ja sein, dass sich so manches Szenario anhört, als stamme es aus der apokalyptischen Literatur. Hier wie da ist von Fluten, Krieg und Seuchen die Rede. Aber zu glauben, bei der Klimawissenschaft handele sich nur um eine Wiederkehr theologischer Imaginationen, verkennt den völlig anderen Charakter unserer Zukunftsbilder: Sie entstehen nun mal nicht in religiöser Verzückung, sondern in Rechenzentren. Und sie werden beständig auf ihre Plausibilität hin geprüft, revidiert, verfeinert. Die Rede von den „Klimaapokalyptikern“ betreibt folglich einen analogischen Fehlschluss: Dinge können ähnlich aussehen, und doch ganz verschieden sein. Delphine sind keine Fische und der IPCC-Report ist keine spätantike Eschatologie, kein Chiliasmus, keine Apokalyptik.

Grausam an diesen Szenarien ist denn auch nicht so sehr ihre Unvorhersehbarkeit, Plötzlichkeit, Unvorstellbarkeit, sondern im Gegenteil: die Tatsache, dass sich so vieles daran in komplexen Modellen recht genau antizipieren lässt, als würde ein Auto beim Crashtest in Zeitlupe gegen die Betonwand fahren. Man weiß eben, was kommen wird, nicht ganz genau, aber doch relativ genau. Wirklich „überraschend“ sind denn auch die Extremwetterereignisse nicht, nicht der Wassermangel in Frankreich, nicht die Ernteauffälle in Italien, nicht die Brände in Griechenland oder die Hitzewellen in Spanien.

Christliche Zukunftsbilder

Aber was bedeutet dies für die Frage, wie wir uns Zukunft vorstellen, wie wir Zukunft gestalten? Die christlichen Zukunftsbilder scheinen mir im Neuen Testament in zwei ganz verschiedene Richtungen zu streben: Das Reich Gottes

kommt einerseits wie ein Dieb in der Nacht, als Einbruch des ganz Anderen, unvorhersehbar. Es kommt durch Gnade, nicht durch Werke. Das Reich Gottes „kommt“ in einem ganz starken Sinne als eine „à-venir“, eine *avenir* im Sinne einer Zukunft, die wir erwarten und erhoffen, aber nicht „herstellen“ können. Und daher reicht es auch, sich wie die Vögel auf dem Felde zu verhalten, nicht an Übermorgen zu denken, sondern sich und die Nächsten zu lieben.

Und zugleich hören wir, das Reich Gottes sei andererseits schon da, es könne „gebaut“, erschaffen, herbeigearbeitet werden. Sonst müssten die Fischer am See Genezareth nicht ihre Familien und ihre Boote zurücklassen. Es kann durch Handeln und Sprechen „gemacht“ werden. Zukunft ist, was wir aus ihr machen.

Mit der Neuzeit und im Besonderen mit der Moderne (deren Beginn man vielleicht auf die Mitte des 18. Jahrhunderts verorten kann) tritt diese zweite Bedeutung vollends in den Vordergrund. Zukunft wird nun endgültig machbar. Lucian Hölscher hat diesen Prozess auch als „Erfindung der Zukunft“ beschrieben. Condorcets Theorie des Fortschritts buchstabiert zum ersten Mal aus, was dann auch bei Hegel und Marx als Weltenplan gezeichnet wird: Die Menschheit schreitet aus eigener Kraft in ihre Zukunft voran, geleitet bestenfalls vom „Geist“ oder eben von den sich logisch entfaltenden materiellen Bedingungen. Ihren klarsten Ausdruck findet diese Idee in den politischen Ideologien, die im 19. Jahrhundert in den verschiedensten Formen die Zukunft herbeizwingen wollen.

Let's go! Doch wohin?

Es ist wohl kein Zufall, dass in diesem Kontext entweder Bewegungsmetaphern oder architektonische Denkbilder verwendet werden: Die Zukunft ist dann entweder etwas, in das wir uns hineinbewegen (in den offenen Westen bspw.) oder etwas, das wir „aufbauen“. Die Erschließung Nordamerikas durch den Bau der Eisenbahn inkarniert sozusagen beides zugleich, fusioniert Bewegungs- und Baumetaphorik: *Let's go West and build the future – in one go!*

In „*Spiel mir das Lied vom Tod*“ („*C'era una volta il West*“) hat Sergio Leone 1968 dieser Form der Zukunfterschließung ein kinematographisches Denkmal gesetzt, das die ganze Ambivalenz der Eroberung der Zukunft und des Westens mittransportiert. Die gigantische Baustelle walzt sich ihren Weg durch die Natur, überrollt das Leben von Familien, die unter dem Räderwerk zermahlen werden. Und doch tritt Claudia Cardinale am Ende mit dem Wasser hinaus zu den Arbeitern wie eine Maria-Figur, die den Arbeitern im Weinberg das Wasser des Lebens reicht: Sie bauen an einer großen Sache, vielleicht nicht am Reich Gottes, aber doch an einer besseren Zukunft.

Die großen Infrastrukturprojekte der Regierung Biden schließen an diese Vorstellungswelt an; sie leisten nicht nur ein überfälliges Update der amerikanischen Infrastruktur, sondern reparieren auch das politische Imaginäre der USA:



Yes we can! wird nun in Eisen und Stahl vorgeführt. Aus dieser Perspektive ist der legendäre Verkehrs- bzw. Infrastrukturminister Pete Buttigieg zugleich „Zukunftsminister“. Er beherrscht nicht nur angeblich acht Sprachen (und wechselt bei Interviews mit Auslandsjournalisten gerne vom Norwegischen ins Französische), sondern bedient auch die Klaviatur der „Zukunftsinszenierung“ virtuos: Jede neue Schnellzugtrasse ist ein Symbol dafür, dass die Zukunft noch „gebaut“ werden kann, dass Zuversicht gut begründbar ist.

Aber ist dieses Bild für unsere Zukunft im postfossilen Zeitalter insgesamt noch tragbar? Oder brauchen wir neben dem Aufbrechen und Aufbauen ganz andere Bilder der kollektiven Zukunft? Der Soziologe und Philosoph Bruno Latour, im Oktober 2022 verstorben, hat in seinen letzten Schriften und Äußerungen ein Denkbild vorgeschlagen, das einerseits eine positive Zukunft zeichnet, andererseits den Triumphalismus der Moderne überwindet: Er sprach von einem Prozess des „Landens“ (*atterrir*): Unser fossil betriebenes Flugzeug muss irgendwie runterkommen, bevor es abstürzt.

Runterkommen und landen

Wie genau dieses „Landen“ aussieht, ist nicht so einfach zu sagen. Gewisse Parameter stehen fest: Unser Lebensstil wird nicht mehr auf Kosten kommender Generationen erfolgen können. Das „Landen“ ist dann eher ein Sich-Einrichten, ein Bleiben oder Sich-Beschränken. Es besteht gerade nicht mehr in der „Eroberung“ der Zukunft, dem „Aufbau“ des Gigantischen, sondern im Sich-Irgendwo-Verorten.

Dies mag alles kryptisch, ja vielleicht sogar etwas verschwurbelt klingen. Latour liefert hier kein fertiges Programm, sondern eher eine Suchrichtung: Wie können wir uns Zukunft vorstellen, die weder vormodern als Schicksal auf uns zukommt, noch modern triumphalistisch herbeigeschafft wird? „Landen“ würde dann bedeuten, sich auch zu bescheiden, einen Lebensmodus zu finden, der die Kosten nicht an die kommenden Generationen oder Menschen in anderen Ländern auslagert, beziehungsweise – vornehmer ausgedrückt – „externalisiert“. Dies gebietet wohlgemerkt laut „Klima-Urteil“ des Bundesverfassungsgerichts schon allein das Grundgesetz.

Ein solches „Landen“ muss ja keineswegs bedeuten, dass man die technischen Optionen des klimaneutralen Lebens verweigert. Im Gegenteil: Die Landezone einer postkarbonen Gesellschaft muss auch technisch bereit werden. Wer Solarhäuser, Wärmepumpen, Energiespeicher und Schwammstädte baut, hat es verdient, heroisiert zu werden wie die Wanderarbeiter, die im Wilden Westen die Gleise in den Staub setzten. Die Sergio Leones unserer Tage sind herzlich zur „Arbeit am Mythos“ (Blumenberg) aufgerufen.

Aber Latours These besteht wohl darin, dass sich die Wunde hier nicht mit jener Waffe allein wird heilen lassen, die sie schlug: *More of the same* allein, mehr Technologie, mehr Logistik, mehr algorithmisch aufgerüstete Planungspräzision allein würde immer von jenen *rebound*-Effekten konterkariert, die dann entstehen, wenn Effizienzsteigerung durch Konsumsteigerung aufgefressen wird. „Landen“ würde nach Latour eben schon auch bedeuten, dass wir kollektiv „runterkommen“ müssen – also unseren Lebensstil hinterfragen.

Das Potenzial des Protestantismus

Hat der Protestantismus hier ein besonderes Potenzial? Nach gängigem Klischee wollen sich die Protestanten bei der Selbstbefragung von niemandem überbieten lassen. Vielleicht ist es daher kein Zufall, dass so mancher protestantische Kirchentag und so manches evangelische Bildungswerk in der „großen Transformation“ die Aufgabe der Stunde entdeckt hat. Aber welches Zukunftsbild kann und will der Protestantismus dabei eigentlich aufrufen? Kann man sich so einfach auf Luthers Formel berufen?

Metaphern und Denkbilder verändern ihre Bedeutung durch den Kontext, in dem sie verwendet werden. Eine Kerze mag in Zeiten vor der Erfindung der Elektrizität ein Symbol für ein besonders helles Licht in großer Dunkelheit gewesen sein. Heute steht sie indes für ein besonders zartes, ja vielleicht schwaches und verletzliches Licht. Erleben wir nicht auch im Falle von Luthers Apfelbäumchen eine solche Bedeutungsverschiebung? Wo heute Bäume gepflanzt werden, geschieht dies zur Anpassung an den Klimawandel, nicht als „stilles Zeichen“, sondern als forstwirtschaftliche Sondermaßnahme. Aber ist das schlimm?

Adam Tooze stellte die Frage nach der „poly-solution“, der „Mehrfach-Lösung“, die in der „Polykrise“ der Gegenwart hilft, mehrere Probleme gleichzeitig zu lösen. Und Bäume scheinen genau diese Form eines Mehrfachnutzens zu haben: Sie kühlen in den Städten, sie binden CO₂, sie schützen vor Erosion, sie helfen Wasser zu speichern und filtern Abgase aus der Stadtluft. Vielleicht berührt uns der Luther zugeschriebene Spruch deshalb so seltsam: Gerade weil wir ihn ganz anders verstehen, als er vielleicht gemeint war, nicht als eine Gelassenheit gegenüber dem Unvermeidbaren, sondern als Aufruf zur Aufforstung. Gerade weil wir wissen, dass morgen die Klimaprobleme gigantisch sein werden, pflanzen wir heute so viele Bäume wie möglich. Oder sollten es zumindest. Im Akt des Pflanzens steckt dann seltsamerweise beides drin: Die Handlungsverfügung eines irgendwie souveränen Aktes, also die „Machbarkeit“ von Zukunft, und das Wissen darum, dass die Bäume selber wachsen müssen, die Zukunft sich also auch ergeben muss. Apfelbäumchen – wo seid ihr?

